

Werk

Titel: Vorläufiger Bericht über seine Studienreise in Nordwest-China und Ost-Tibet

Autor: Tafel, A.

Ort: Berlin

Jahr: 1908

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1908 | LOG_0189

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Vorläufiger Bericht über seine Studienreise in Nordwest-China und Ost-Tibet.

Von Dr. **Albert Tafel** in Stuttgart.

Über ein Jahr hatte die Filchnersche Expedition, die ich die Ehre hatte, mitmachen zu dürfen, gedauert, als ich mich im Januar 1905 auf der Heimreise von Tibet in Schang-hai befand. Wie Herr und Frau Filchner stand auch ich damals im Begriff, der Heimat wieder zuzueilen, als mich Briefe von Herrn Geheimrat Frhr. v. Richthofen erreichten, die in so eingehender und vorsorglicher Weise Wünsche und Ratschläge enthielten, daß ich mich entschloß, allein noch ein zweites Mal in das ungastliche Innere aufzubrechen.

Ich benutzte wie das Jahr vorher zunächst den bequemen Wasserweg des Yang tse kiang und des Han-Flusses, um nach Westen zu gelangen. Mein erstes Ziel, dem ich zustrebte, war die Stadt Kün tschou und der etwa 50 km südlich jener Stadt gelegene, ungemein besuchte Wallfahrtsberg Wu dang. Dort ist seit der Zeit des Kaisers Tsch'eng tse, des dritten Kaisers der Ming-Dynastie, dessen Regierungszeit, Yung lu genannt, von 1403—1425 währte, eine sehr große taoistische Tempelanlage. Diese dient der göttlichen Verehrung des Kaisers T'ai tse, des Begründers der Ming-Dynastie. Zu dieser Tempelanlage gehören in der Stadt Kün tschou selbst die Reste eines Kaiser-Palastes, der etwa $\frac{1}{3}$ qkm einnahm und der, wie meist bei chinesischer Architektur, ohne genügende Fundamentierung gebaut worden war und darum heute größtenteils in Trümmern liegt. Die letzten, wirklich alten Tempelgebäude wurden zur Zeit der T'ai p'ing-Rebellion — wie ich mir berichten ließ — niedergebrannt. Nur die Vorhöfe lassen uns heute noch die einstige Pracht ahnen. Durch ein im Stil der P'ai fang-Monumente gebautes Aufsentor gelangt man zu dem dreifachen plumpen, eigentlichen Torgebäude, hinter dem in einem weiten Hofe vor allem zwei riesige Pavillons, die um monumentale Inschriftensteine gebaut sind, das Augenmerk auf sich ziehen. Von diesem Palaste in der Stadt führt direkt

gegen Süden zu dem Wu dang-Berge eine alte gepflasterte Strafse, die zum Schlufs in etlichen tausend steilen Steinstufen hinauf zum Gipfel des Pilgerberges führt, der 1300—1400 m über der Stadt Kün tschou sich erhebt. Zumal die Gipfelpartie des Berges zeigt ziemlich groteske Felsturbildung. Die Felsen erheben sich aus einem dichten Gestrüppwald. Im ganzen Tsin ling-Gebirge und darum auch am Wu dang schan finden sich immer wieder gröfsere Strecken dichter Bewaldung entsprechend der dünn gesäten Bevölkerung und dem steilen, tief ausgewaschenen Bergland und wegen der schlechten Wege, die den Transport von Holz beinahe unmöglich machen. An und um den Berg Wu dang sind mehrere Dutzend grofser Tempel und Klöster, die öfters in vollkommener Weise die alte Anlage noch erkennen lassen. Nur einige scheinen im Laufe der Zeit teilweise erneuert worden zu sein, da ihr hölzerner Oberbau durch Feuer zerstört worden ist. Diese Klöster sind nicht blofs Kultstätten, sie bieten den das ganze Jahr hindurch zu vielen Hunderttausenden herbeiströmenden Pilgern und Ausflüglern auch ein gastliches Dach. Den Wu dang schan zu besteigen ist namentlich für die Chinesinnen mit ihren kleinen Füfschen eine ganz respektable Tour, die sie vor allem in der Hoffnung auf reichlichen Kindersegen zu Tausenden durchführen. Mit ihren, wenn ich so sagen darf, künstlichen Bockfüfschen hatten sie zur Zeit meines Besuchs stundenlang durch tiefen, nassen Schnee zu waten. Die Spitze des Pilgerberges krönt ein ganz entzückender Tempel, der massiv aus vergoldeter Bronze besteht. Er enthält das zweimal lebensgrofse sitzende Bronzefigur des Kaisers T'aitse.

Der etwa 1600 m hohe Gipfel ist ein herrlicher Aussichtspunkt. Nach Süden sehen wir noch eine grofse Zahl paralleler, WNW—OSO streichender Felsbergzüge, die eng aneinander gedrängt erscheinen und die Höhe des Wu dang schan noch um einiges übertreffen. Im Gegensatz hierzu stehen im Norden die Ketten, die natürlich auch dem Kuen lun angehören, ziemlich weit auseinander und sind, in der Nähe wenigstens, auch weit weniger hoch als der Wu dang. Zwischen diesen Ketten im Norden breitet sich aber noch ein niederes Hügelland aus, das sich von der Ferne und aus der Höhe gesehen fast wie eine Ebene ausnimmt, die aber von zahllosen kleinen Tälchen und Runsen tief zerlegt ist. Dieses sekundär eingelagerte Gebilde entspricht pliocänen Sandsteinen und Mergeln, die, wenig gestört, in annähernd horizontaler Lagerung weit hinauf am Han-Flufs und Dan-Flufs zwischen die alten, vielfach stark metamorphosierten Kuen lun-Felsketten sich hineinziehen. Eine Reihe von Säugetierresten ist schon aus diesen pliocänen Schichten bekannt, da die Chinesen, wenn sie auf solche Reste stofsen, diese

sammeln und in ihren Apotheken verhandeln. Denn wie vor Jahrhunderten unsere Vorfahren, so nimmt der Chinese von heute die Reste der Urzeit als wohlbekömmliche Arznei ein. Diese pliocäne Formation ist vor allem in Nordwest-China noch sehr verbreitet, fast so wie der Löss, der sie oft eindeckt. Als ich mich von Han kou auf dem Han-Fluß den Bergen näherte, fand ich diese Formation schon bei den ersten niederen Hügelreihen, lange ehe ich auf die eigentlichen Kuen lun-Gebirgsschichten stiefs.

Diesen chinesischen Kuen lun, das Tsin ling-Gebirge, habe ich sodann von Kün tschou aus auf einer mehrere Wochen langen Tour auf Pfaden durchquert, die erst etwas westlich, dann, hinter Lung tschü tsai, östlich der von Széchenyi-Lóczy beschriebenen Hauptstraße liegen. Einen der interessantesten Gegensätze, an dem sich ein Geographenherz so recht erfreuen kann, hatte ich dann bei meinem Ausblick vom nördlichsten Rand des Tsin ling von einem der eigentlichen Tsin-Pässe hinab auf das Lössland der Provinzen Schansi und Schensi. Wochenlang war ich auf den unbeschreiblich steinigen Maultierpfaden, mit ermüdendem Bergauf und Bergab im Grunde von Schluchten zwischen bewaldeten Hängen gewandert. Noch lag in jenen Apriltagen gar manches Schneefleckchen zwischen den Felsen und in den winterlichen Strauchwäldungen. An dem Punkte, wo mein Saumpfad den letzten lückenlosen, wasserscheidenden Bergwall überschritt, war nur eine ganz geringe Einkerbung. Meine Paßhöhe hatte ungefähr 1800 m Meereshöhe, und die Gipfel ringsum überragten sie nur noch um weniges. Im Süden von meinem Paß drängte sich Bergkette hinter Bergkette, alle mit monoton gleich hohen Felsgraten. Vor mir im Norden lag nun die riesige Senke, das Wei h'o oder Yü h'o ausgebreitet. Zwischen dem Smaragdgrün üppig sprossender Felder schaute überall von dort unten das fahle Gelb des Lösses herauf. Aus weitem, staubigem, lösdunstigem Norden näherte sich der braungelbe, breite Streifen des Gelben Flusses, des H'oang h'o, der zuerst direkt auf meinen Standpunkt zuhält, dann bei mächtigen Stadtmauern, bei Tung guan t'ing, scharf abbiegt und weiterhin im Norden vor dem Tsin ling-Zuge, draußen zwischen Lössmassen, nach Osten strömt. Von drüben über dem Fluß, in der Provinz Schansi, glaubt man, daß Teile der spezifisch chinesischen Gebirgsketten, der sogenannten sinischen, sich noch an den Tsin ling anlegen, da sie von ihrer NO-SW-Richtung zum Schluß gegen Westen abbiegen. Doch schon in 30 km vom Tsin ling verschwinden die letzten Ausläufer dieser sinischen Berge unter der neidischen Lössdecke, die wie eine ungeheure gelbe Schneemasse sich über die ganze Landschaft vor mir ausgebreitet hat. Erst fern am Horizont

erschien diese tiefe Lößebene des Wei h'ö wieder durch einen Gebirgszug, den Lung mönn-Bogen, begrenzt, den ich nach meinen späteren Beobachtungen mit zum Rand der Ordos-Scholle zählen möchte.

In wenigen Stunden hatte ich von meinem Paß die um 1500 m niederere Lößterrasse erreicht, von welcher nur noch einzelne und ganz unbedeutende Lößdecken sich etwas höher, höchstens bis etwa ein Drittel der Höhe der Nordhänge des Tsin ling, hinaufziehen. Ein halber Tagemarsch über die Lößterrasse brachte mich sodann an das Ufer des H'oang h'ö bei der oben schon erwähnten Stadt Tung guan t'ing. Diese militärisch so wichtige Stadt ist klein und elend, vom Standpunkt der chinesischen Befestigungskunst aber sehr fest. Die Mauern werden peinlich in Stand gehalten. Es wurde mir auch nicht gestattet, die Mauer zu betreten. Hier vereinigen sich die zwei wichtigsten Karrenstraßen, die Ost-China mit dem Westen des Reiches verbinden. Weit und breit liegt nirgends mehr ein halbwegs so günstiger Fährplatz über den Gelben Fluß. Dieser ist hier nur 650 m breit und macht auch hier natürlich, von Lößmassen beladen, seinem Namen alle Ehre.

Der H'oang h'ö, dieser Sonderling unter den großen Flüssen der Erde, erschien mir in seinem Oberlauf von der Quelle bis zu seinem tibetischen Knie als ein alter Tributär des Yang tse kiang. Unterhalb des tibetischen Knies durchbricht er in engen Schluchten, in reißendstem Lauf das ganze nördliche Kuen lun-System. Er hat sich dabei durchzuzwängen, wo es eben geht, teilweise zwischen alten Tälern, die in der Zwischenzeit wieder von vielen hundert Meter mächtigen Geschieben zugeschüttet wurden. Am Rande des tibetischen Hochlandes legen sich ihm Nagelfluh- und Sandstein-Barrieren in den Weg, sodafs er oft bis auf 100 m eingeengt wird und hier weder links noch rechts, selbst für die bescheidenen Ansprüche der dortigen Bewohner, Raum zu einem Pfad noch übrig läßt. Wenn er den Hindernissen des Kuen lun entronnen ist, an der Grenze des eigentlichen China wird er dann durch den chinesischen Löß, wenn ich so sagen darf, eingedickt. Nicht blofs einmal habe ich nach heftigen Regen, die aus dem vegetationsarmen Lößlande geradezu breiartige Zuflüsse senden, den Rand des sonst berüchtigt tierarmen Flusses mit Erfolg nach Fischen abgesucht. Ver zweifelt ob der vom Strome mitgerissenen Sedimentmengen flüchten sich dann die Fische in die Nähe der Oberfläche und des Ufers. Ich habe nach Regen oft bis zu 6 kg fester Stoffe auf den Kubikmeter Flufswasser gefunden, 4,5 – 5 kg erschien mir als die normale Menge in Schansi. Diese Last vermag der Fluß nur infolge seiner ständigen großen Geschwindigkeit zu tragen. In der chinesischen Tiefebene aber, wo diese Geschwindigkeit aufgehört hat, wird er dadurch zum „Kummer

Chinas“. Er erhöht ständig sein Bett und droht bei jeder Anschwellung die ihn beengenden Dämme zu zerstören. Ist dies ein Jahr nicht geschehen, so werden die Beamten der umliegenden Provinzen, von H'o nan z. B., vom Kaiser mit Auszeichnungen bedacht. In der holzarmen und steinlosen Tiefebene gestaltet sich eine Wiederherstellung weggerissener Dämme für die Chinesen ganz besonders schwierig. Je näher die wieder aufgeschütteten Dammenden gegeneinander getrieben sind, desto höher steigt natürlich wieder das Niveau des Gelben Flusses, mit desto größerer Gewalt stemmt er sich gegen das schwächliche Menschenwerk. Um den lockeren Schwemmlöfs, der das Material abgeben muß, zusammenzuhalten, verfahren die Chinesen in einer ganz sinnreichen Weise. Schon die äußersten Dammenden werden durch Hanftaue verstärkt; über der letzten Lücke im Damm bilden sie aus zahllosen Hanftauen ein dichtes Netz, füllen es mit Erde, die sie feststampfen und lassen dann den ganzen zusammengeschnürten Klumpen auf einmal hinab.

Es war der ganz besondere Wunsch Herrn von Richthofens, daß der Nordsüdlauß des H'oang h'o aufgenommen werde. Diese Arbeit nahm den ganzen Sommer 1905 in Anspruch. Zuerst querte ich von der Stadt Tung guan t'ing an die breite Wei h'o-Senke. In dieser ist der Gelbe Fluß ungemein breit, sowie links und rechts von einer steil in ihn abfallenden Lößterrasse begleitet. Bei Lung mönn, auf deutsch Drachentor, fand ich sodann den Fluß plötzlich auf 50 m Breite verengt. Mit großer Gewalt tritt er hier aus dem ihn bis dahin einengenden Berglande heraus. Er passiert hier eine Bruchlinie, deren einer Rand leicht aufgebogen ist. Dadurch treten Kohlenflötze zutage, die unter den mächtigen Schichten des sogenannten Überkohlen sandsteins liegen, der den ganzen Norden der Provinz Schensi einnimmt. Durch Kohlenminen, auch durch Eisenwerke ist gerade diese Gegend ein lebhafter Industriebezirk geworden. Flache, rohe Boote dienen zum Transport der hier bei Lung mönn gewonnenen Kohlen. Selbst die alte Kaiserstadt Hsi ngan fu verwendet größtenteils Kohlen, die aus dieser Gegend stammen.

Von Lung mönn an zog ich, mich stets dicht am Flusse haltend, aufwärts und nordwärts. Das H'oang h'o-Tal, das die Grenze der Provinzen Schansi und Schensi bildet, ist weiterhin ein nur wenige hundert Meter breites Cañon. Nirgends mündet mehr ein irgend namhaftes Flüschen in ihn ein. Selten quert eine Straße den Fluß. Die mächtige Lößdecke, die auf den graugrünen, weiterhin beinahe stets horizontalen Sandsteinen liegt, ist in ein Labyrinth von Tälern und Schluchten zerrissen und zeigte sich mir als ein schwer zu bereisendes

Bergland. Die Monsunregen stellen sich hier nur noch spät und spärlich ein, je weiter nach Norden gegen die Mongolei, desto kürzere Regenschauer, eigentlich nur noch Wolkenbrüche verhelfen zu einer ärmlichen Landwirtschaft. Als Wohnungen gibt es nur Lößhöhlen, die allerdings öfters ein gemauertes Gewölbe als Hausfront haben, da wegen der Neigung des Lösses zu vertikaler Klüftung die Eingänge der Lößwohnungen ohne eine Steineinfassung nach einigen Jahrzehnten einstürzen. Mit Schrecken erinnern sich dort die Bewohner noch an eine mehrere Jahre andauernde absolute Regenlosigkeit, die in den 1870er Jahren diese Gegenden für längere Zeit ganz unbewohnbar und unbewohnt machte. Auf diesem Teil des Flusses unternehmen nur selten und nur einzelne Leute eine Bootfahrt und dann nur stromabwärts, da die starke Strömung die Fahrt stromauf selbst in diesem Lande, wo Zeit noch keine Rolle spielt, unrentabel macht. So ist es kein Wunder, daß die Kunde von dem Fall des H'oang h'o bisher noch so gut wie nicht zu uns gekommen ist. In dem engen Felscañon vermag nämlich an einer Stelle eine etwas härtere horizontale Gesteinstafel dem Flusse etwas mehr Widerstand zu leisten. Der H'oang h'o breitet sich auf dieser Schicht erst etwas aus und findet endlich eine lange, schmale Längsrinne, in die er sich von allen Seiten hineinstürzt und so den Lung wang sau, d. h. den Drachenkönigsfall, bildet. Als ich im Juni dort war, war die täglich bis 30° C betragende Wärme noch nicht mit den Massen des im Winter hier abgelagerten Treibeises fertig geworden. Nur noch einmal, oberhalb der Stadt Bau dö tschau, ist in dem Flußbett ein Hindernis, aber nur ein kleines. Wieder ist es eine etwas resistenter Sandsteinplatte. Eigentümlicherweise ist auch hier eine ähnliche, ebenfalls wieder schmale Längsrinne schon angefangen. Dieser kleine Katarakt wird aber von den Chinesen in ihren flachen Booten allerdings mit manchem Opfer an Menschen und Frachten befahren, während der etwa 8 m betragende freie Lung wang-Fall die Chinesen zwingt, ihre regelmäfsig abwärts-fahrenden Boote etwa 1 km weit auf Rollen über Land zu schleppen, womit fast täglich ein paar hundert Mann beschäftigt sind.

In dem nördlichen Teil des Nordsüdlaufs des H'oang h'o tritt sodann zwischen der Lößdecke und den graugrünen Sandsteinschichten, die hier groteske Formen von Winderosion und diskordante Parallelstruktur zeigen, eine weitere Formation auf, nämlich rote pliocäne Tonschichten, aus denen es mir an einer Stelle auch gelang, eine gröfsere Zahl gut erhaltener Säugetierschädel zu sammeln und zwar, wie die bisherige Bestimmung ergab, von *Aceratherium*, *Rhinoceros Haberi*, *Palhyaena Hipparionum*, *Hipparion Richthofeni*, *Gazella*

dorcadoides, also von Vertretern der Hipparion-Stufe des asiatischen Pliocäns.

Je weiter ich nach Norden kam, desto dünner wurde die Lösdecke, die in der Mongolei nördlich des Da tsing-Gebirges kaum mehr zu finden ist. Dieses Da tsing-Gebirge im Norden von Kuei h'oa tch'eng, das in westöstlicher Richtung sich hinzieht, zeigte mir in sehr alten Schichten trotzdem sinisches Gesteinstreichen. Hier während des westöstlichen Laufes ist der H'oang h'o noch nicht in das enge, oben geschilderte Felskañon eingeschnitten, vielmehr konnte der Fluß, zumal in der Nordwestecke, öfters sein Bett verändern und dadurch ein sehr fruchtbares Alluvialland bilden, aus dem die Chinesen in den letzten Jahrzehnten die mongolischen Hirten schon fast vollkommen verdrängt haben. Durch Anlage von neuen Kanälen schaffen die Chinesen die Möglichkeit für eine ungemein aussichtsvolle Kolonisierung. Auch andere großzügige Spekulationen knüpfen sich ja an diese Ecke. Es ist vor einiger Zeit sogar das Projekt aufgetaucht, in eben dieser Nordwestecke des H'oang h'o durch große Stauanlagen den Fluß zum Ablagern der bis dahin mitgerissenen Sedimentmassen zu zwingen und dadurch der großen und beständigen Überschwemmungsgefahr im Tiefland zu begegnen, die, wie schon berührt, durch die ständige Erhöhung des Flußbettes hervorgerufen wird. Wenn aber erst einmal hier die Chinesen die Kanalschleusen fester bauen werden, so schaffen sie am H'oang h'o noch ein Mesopotamien, das viele Millionen ihrer überflüssigen Menschenmengen ernähren kann.

Ich selbst folgte weiterhin nicht dem Lauf des Gelben Flusses, den hier ja bereits in diesen Tagen die belgischen Cockerill-Dampfboote hinauffahren. Durch die zahlreichen belgischen und französischen Berichte, unter anderem durch Bonin, ist ja die Strecke des H'oang h'o oberhalb Kuei h'oa tch'eng als die fast einzige Stelle bekannt, wo viele Monate im Jahr eine ständige Schifffahrt auf- und abwärts möglich ist.

Ich querte die „Ordos-Steppe“ in direkt nordsüdlicher Richtung, wobei ich nirgends Lös sah, und statt Steppen Hirsefelder von neu eingewanderten chinesischen Kolonisten antraf. Ob es freilich schlau von der chinesischen Regierung ist, daß sie mit allen Mitteln, die einem asiatischen kolonisierenden Staat erlaubt sind, die Mongolen aus diesen Gebieten verjagt und den Boden, den bisher nur die Herden der Nomaden abweiden, durch den Pflug auflockern läßt, möchte ich für hier in Frage stellen. Denn gerade in der Zeit der heftigen Frühlingsstürme ist die Erdoberfläche durch die Auflockerung mit der Pflugschar stark der Verwehung ausgesetzt. Yü lin fu und die Distrikte südlich davon zeigen deutlich die Spuren der in historischer Zeit fortschreitenden Ver-

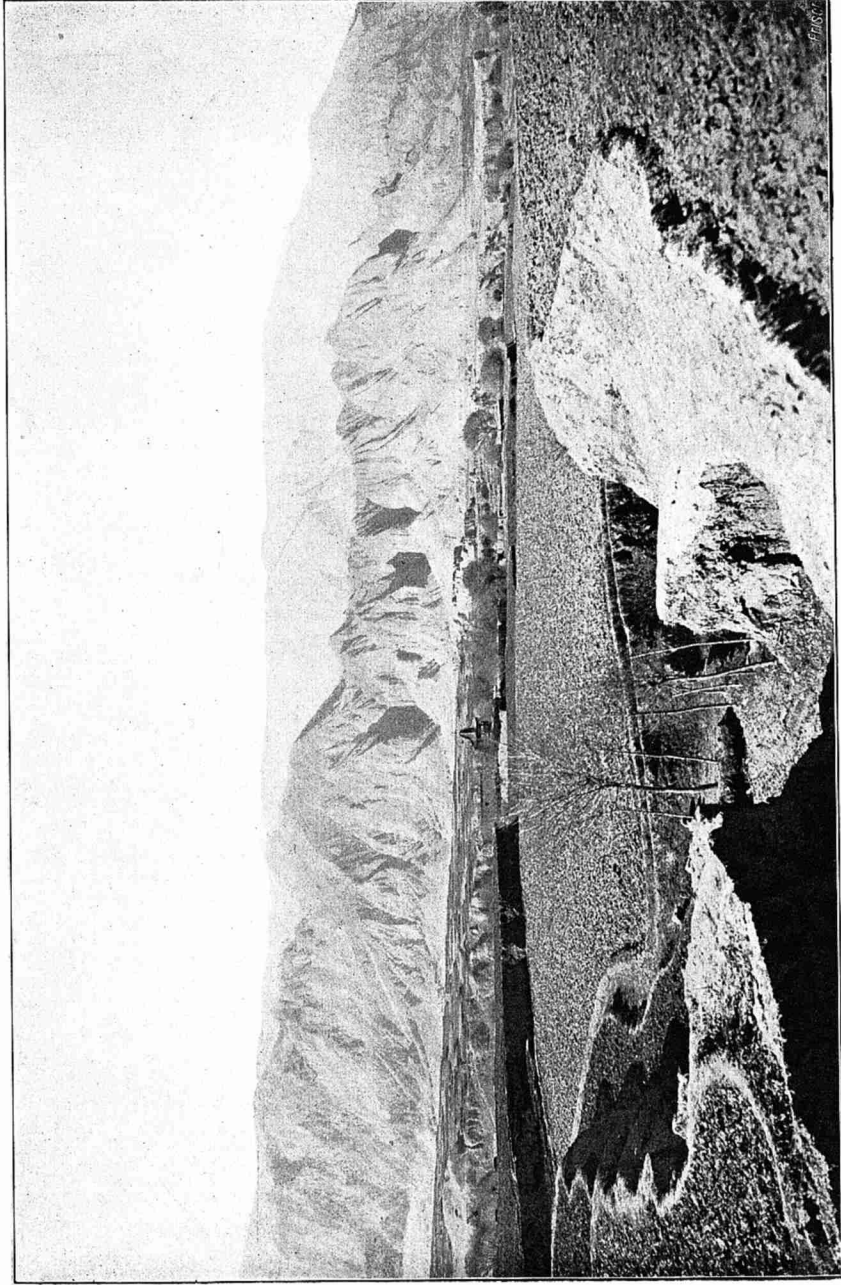
sandung. Zwei Tore dieser Stadt, die, dicht hinter der Großen Mauer gelegen, als der Hauptsitz der einstigen Grenzverteidigung der Provinz Schensi noch heute etwas an ein Militärlager erinnert, können heute nicht mehr geöffnet werden, und an mehreren Stellen kann man bequem von außen auf die Stadtmauer hinaufreiten.

Bei meiner Weiterreise untersuchte ich zuerst den südlich der Großen Mauer auf unseren Karten eingetragenen Gebirgszug. Allerdings waren Berge vorhanden, sogar gar nicht leicht zu besteigende, aber nur aus Löss, 400 m mächtigem Löss auf einem horizontalen Sandsteinsockel. Es würde zu weit führen, wollte ich heute von allen meinen Wegen berichten, die ich zur Erkundung der etwas komplizierten Verhältnisse im Westen und Südwesten der Ordos eingeschlagen habe. Das Studium, wie die östlichsten Enden der Gebirgsketten des Nanschan von der starren Ordos-Scholle beeinflusst werden, war nicht leicht, da diese Gegend von Nord-Kansu große Ansammlungen von Sand und Löss aufwies. Wo, wie eigentlich zumeist, nicht durch künstliche Bewässerung nachgeholfen werden kann, ist der nördliche Teil von Kansu dürrste Steppe und nur sehr dünn bevölkert, und Räuberbanden terrorisieren die Gegend. In dieser weltabgeschiedenen Ecke hatte sich der ehemalige Räuberhauptmann, spätere große General, Boxer-Feldmarschall, Freund der Kaiserin-Mutter und bereits bei Lebzeiten göttlich verehrter Heros Dung fu siang noch in den letzten Jahren einige Lössburgen errichtet, hinter deren Wällen der so oft Totgesagte mit etlichen hundert Soldaten sich verkrochen hat. Nur Speisen, die sein Koch in seiner Gegenwart schon halb verzehrt hat, wagte er zuletzt anzurühren.

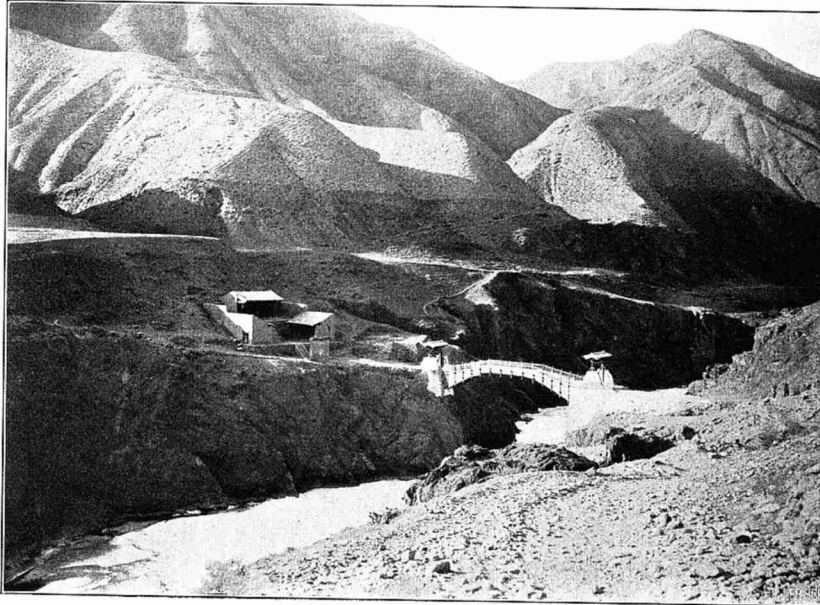
Es war November 1905, bis ich endlich in Lan tschou fu, dem Sitz des Vizekönigs von Zentral-Asien, ankam. Damals war noch eine Schiffbrücke über den ungemein rasch fließenden, etwa 250 m breiten H'oang h'o. In diesem Jahr ist diese Schiffbrücke von einer deutschen Firma durch einen eisernen Steg ersetzt worden.

Rings um Lan tschou fu sind ungeheure Lössmassen angehäuft, unter welchen wieder rote pliocäne Sand- und Tonschichten folgen. Jedoch ganz nahe bei der Stadt stößt man schon auf archaische Gebilde, die WNW—OSO streichen.

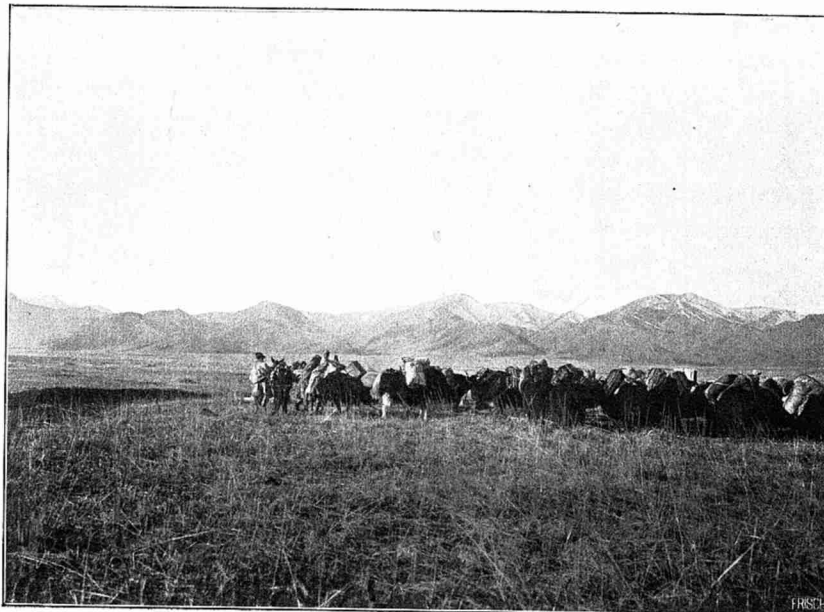
Ich brach in den ersten Tagen des Dezember von Lan tschou fu wieder auf und reiste südlich der mir schon von früher bekannten und sehr monotonen direkten Strafse nach Hsi ning fu. Auf diesem Wege hatte ich weitere Gelegenheit, die große Verbreitung der gleichfalls dem Pliocän entsprechenden sogenannten Quede-Formation kennen zu lernen. Ähnlich den schon erwähnten roten Sandstein- und Mergel-



Abbild. 83. H'oangh'o-Tal bei Hsün h'oa t'ing
mit Tonmergeln der pliozänen Quede-Formation.



Abbild. 84. Da-tung-h'o-Brücke
am Wege von Lantschoufu nach Hsiningfu.



Abbild. 85. Semenow-Gebirge von der „Tala“ aus gesehen.

schichten, die sich in den südöstlichen Tsin ling-Rand hineinziehen, findet sich auch hier, nur noch viel ausgedehnter, in größerer Mächtigkeit und, wie es für die Provinz Kansu natürlich ist, mit einer Lösfskappe versehen, diese rote Formation, in der auch wieder Reste großer Säugetiere vorkommen. Oft hat moderne Abtragung die grotesksten Formen aus diesen Hunderte von Metern mächtigen Tonen und Konglomeraten herausgebildet. Bei solchen Massen wenig resistenten Materials darf es uns nicht mehr wundern, daß der Gelbe Fluß so trübe und so gelb ist.

In den letzten Tagen des Dezember war ich in Hsi ning fu, rüstete eine kleine Karawane in dieser Stadt und in dem nahegelegenen Dankar t'ing und befand mich damit Anfang Januar 1906 an dem 3000 m hochgelegenen abfluslosen Salzsee Kuku nor. Meine Absicht war, den Januar dazu zu benutzen, von der Eisfläche aus Lotungen vorzunehmen, zoologisch zu sammeln und auch die sagemuwobene Insel im See zu besuchen. Heute wohnen an seinen Ufern dünn gesät einige tibetische Nomadenstämme und auch noch ein paar Dutzend Mongolenfamilien, aber Reste von Stadtanlagen finden sich noch ganz nahe im Westen des Sees. Ich war erst wenig über den Zeltort hinausgekommen, von dem aus alle Winter Mongolen und Mohammedaner den See bereisen, um Fische zu fangen, die im Januar bis über Lan tschou fu hinaus einen wichtigen Handelsartikel bilden, als ich nachts von einer gleich an die 30 Mann starken Horde überrumpelt wurde, die mir das Zelt zusammenschlug und eigentlich schon vor dem kurzen Kampf den größten Teil meiner Tiere weggetrieben hatte. Obgleich die Räuber zum Schluß abgeschlagen waren, hatten meine Leute doch vollkommen den Mut verloren, und ich war gezwungen, meine Kuku nor-Pläne aufzugeben und mit Zurücklassung des größten Teiles meiner Ausrüstung mich nach dem nahegelegenen Dankar t'ing und Hsi ning fu zurückzuziehen.

Während ich mich für eine weitere große Reise vorbereitete, hatte ich Gelegenheit, mich an der Grenze von Tibet weiter umzusehen. Vor allem interessant war hierbei der Besuch vom Kloster Gumbum (bekannt als Kum bum) während der Butterfestwoche, sowie meine Reise zu den T'u jen, die im Norden der Stadt Hsi ning fu sesshaft sind und zwischen Chinesen und Tibeter eingeklemmt wohnen. Während die Kleidung der Männer, die Wohnung, die Art des Ackerbaus sich kaum von der der Chinesen unterscheidet, haben die Frauen der T'u jen eine ganze Reihe verschiedener Trachten, vor allem verschiedene, absonderliche und gewichtige Hüte. Die T'u jen sprechen

einen mongolischen Dialekt und haben eine Reihe Fürsten, die zwar behaupten, von chinesischen Offizieren abzustammen, von den chinesischen Beamten aber keineswegs geachtet werden.

Als dann 1906 die ersten Frühlingsboten in Hsi ning fu und Dankar t'ing, den chinesischen Grenzstädten, die selbst schon in einer Höhe von über 2500 m liegen, sich einstellten, stand ich zur Reise gerüstet für das Ts'ao t'i, das Grasland, wie die Chinesen Nord-Tibet nennen. Bei meinem Aufbruch von der chinesischen Grenze war ich mit den nötigen Lebensmitteln für die nächsten 8—10 Monate für mich und 10 Begleiter, Tibeter, Chinesen und Mohammedaner, versehen. Ich brach mit im ganzen 90 Jackochsen und 25 Ponys und Maultieren auf.

Auf dem Steppenhochland von zunächst 3500 m Höhe war ich wieder direkt in den Winter hineingekommen. Der mit der höher gestiegenen Sonne im ersten Frühjahr einsetzende Südost-Monsun bringt oft jenen Hochsteppen die erste dichte Schneedecke des Winters. Bei meinen Marschtagen im April hatten auch meine Tiere das kümmerliche, von Nomadenherden während der Wintermonate womöglich schon abgeweidete, trockene Wintergras unter einer Schneedecke erst hervorzuscharren. Aber wo ich Schnee als Wasserspender gerne gehabt hätte, hatten ihn die intensiven Sonnenstrahlen jener Höhen innerhalb weniger Tage bereits vollkommen aufgetrocknet. Südlich des sogenannten Süd-Kuku nor-Gebirges dehnt sich nämlich eine breite, an Sanddünen reiche Steppe, die sogenannte „Tala“ aus. In dieser liegen in der Nähe der Route, die ich 1904 zusammen mit Herrn Filchner besuchte, eine Reihe von Seen. Da aber, wo die Steppe am breitesten ist und wo damals schon Herr Filchner nach Süden vordringen wollte, in ihrem östlichen Teile, in der Nähe des H'oang h'o, der sich eng und 100 m tief senkrecht eingegraben hat, ist diese Steppe oben absolut wasserlos und bedeckt von Sandbarkhanen. Es verschwindet hier sogar, lange ehe er den H'oang h'o erreicht, der Huyu yung-Fluß in der Steppe oder vielmehr, er mündet in ein abflußloses Becken, den Si ni ts'o, einen Süßwassersee, von dem aus das Wasser nur noch unterirdisch zum H'oang h'o gelangen kann. Quer über diese Steppe nach Süden führt aber auch im Osten ein Weg. Auf diesem trifft man je am Ende eines Tagemarsches einen kleinen, von Lehmmauern umgebenen Hof. In jedem war noch bis vor etwa zwei Jahrzehnten ein kleiner Militärposten zum Schutze chinesischer Goldgräber, die in der Nähe des Berges Amne Matschin Goldwäscherorte ausbeuteten.

Als ich diese breite, wasserlose „Tala“ querte, blieb schon manches

Jack ermattet liegen. Ich litt beständig unter der Schwierigkeit, Führer zu bekommen; denn im Gegensatz zu früheren Reisenden, hatte der chinesische Beamte, dem Nordost-Tibet unterstellt ist, es im letzten Augenblick abgelehnt, mir eine kleine Eskorte mitzugeben, und so sah ich mich sogar gezwungen, bei diesem Teil der Reise das gefährliche Experiment zu versuchen, einen meiner Diener als angeblichen Herrn der Karawane vorzuschieben, um unauffälliger, ja um überhaupt meinen Beobachtungen nachgehen zu können.

Südlich der eben genannten wasserlosen Tala-Ebene hatte ich das sogenannte Ssemenow-Gebirge auf dem Passe Siansibei zu überschreiten. Die Gipfel dieses Gebirges reichen wenig über 4000 m. Dann kam wieder eine breite, vegetationsarme Steppe, in der aber einige kräftige Bäche tiefe Schluchten eingerissen hatten und dadurch deutlich machten, daß die oben ebene Steppe nur einer mächtigen Schotterauffüllung entspricht. Von hier an gegen Süden weiterreisend, kam ich zu immer höheren Bergketten. Alle zeigten parallele WNW—OSO-Anordnung. Je weiter nach Süden, desto bergiger wurde die Gegend, und desto enger folgten die einzelnen Ketten hintereinander, d. h. um mich bestimmter zu fassen: das tibetische Hochland ist ein altes Rumpfgebirge und baut sich dort, wo ich es kennen lernte, aus lauter eng zusammengeprefsten, oft direkt vertikal gestellten Schichten von vorwiegend metamorphosierten, sehr quarz- und goldreichen Sandsteinen auf. Einst, schon vor einer großen Vergletscherung, gab es hier im Osten tiefe Talsysteme. Durch die Eiszeiten aber waren diese Täler wieder verschüttet worden, und heute, wo das fließende Wasser wieder die Hauptrolle spielt, sind im nördlichen Teil von Tibet die durch die frühere Vergletscherung geschaffenen Steppentalebenen erst wieder in mäßigem Grade abgetragen worden.

Bei diesem Versuch, auf dem linken H'oang h'o-Ufer so weit wie möglich nach Süden durchzukommen, gelangte ich jedoch nur bis an den Dschürnong-Flufs. Auch das Mündungsgebiet dieses kräftigsten Wassers, das der H'o in Tibet von links erhält, ist tief eingegraben in mächtige Ansammlungen von glazialelem und gekritztem Schotter. Der Dschürnong-Flufs war aber ein so stattliches Wasser und so reisend, daß ich es aus Mangel an Fährmaterial aufgab, direkt nach Süden zu reisen, zumal da die Wegelosigkeit der jenseitigen Berge und die Räubereien der dortigen Stämme wenig Erfolg versprachen. Ich mußte ausbiegen und versuchte nach einem einen halben Monat in Anspruch nehmenden Umweg über den auf unseren Karten schon eingetragenen abflußlosen, aber süßen See Kara nor wieder in die Gegend des Amne Matschin-Berges zu gelangen. Die Wasserscheide zwischen

der flachen Abdachung gegen das zentrale abflufslose Becken von Ts'aidam und den Zuflüssen zum H'oang h'o hatte ich auf dieser Weiterreise zweimal zu überschreiten: immer nur riesige Anhäufungen von Geschiebe.

Als ich dann nur erst mit dem Glase einen gegen Nordwesten breit herabziehenden Gletscher am Berge Amne Matschin wahrgenommen hatte, hinderten mich Tibeter, die nächtlicherweile sogar mein Lager beschossen, an der Fortsetzung der so interessanten Untersuchung jener in das H'oang h'o-Knie hineinziehenden mächtigen Bergkette. Der Amne Matschin, der heiligste Berg Nord-Tibets, zu dem jährlich Tausende pilgern, sollte entweiht sein, wenn ich mich ihm weiter näherte. Der Fanatismus der Tibeter zwang mich, ein anderes Gebiet aufzusuchen. Ich wandte mich deshalb gegen Ts'aidam, indem ich vom Ostende des Tossun nor zunächst nordwärts durch eine breit entwickelte Korallenkalkzone reiste, die zwischen die, wie schon erwähnt, in ganz Nord-Tibet so sehr weitverbreitete grüne Tonschiefer-Sandstein-Formation eingeschoben ist. Zahlreich fanden sich hier Karbon-Petrefakten, vor allem *Productus cora*, auch Trilobitenreste. Durch öde Granitschluchten stieg ich endlich wieder hinab und kam im Monat Juli in bewohnbare Gegenden zurück: in das von Mongolen besetzte, abflufslose Becken von Ts'aidam. Dort konnte ich am Rande der Salzsümpfe auf den etwas besseren Weiden meinen Karawanentieren einige Tage Ruhe gönnen. Der östliche Teil von Ts'aidam zeigt an den Abhängen der Berge noch etwas Bewaldung. Bäume und Sträucher können sich aber auch dort nur an gegen Nordosten, Norden und Nordwesten geneigten Steilhängen halten, wo sie vor der intensiven Bestrahlung durch die Sonne geschützt sind, eine in Nordost-Tibet für Höhenlagen über 2500 m allgemein geltende Regel. Die Zedernwälder Ost-Ts'aidams sind die wahre Heimat der besten Sorte unseres in den Apotheken verwerteten sogenannten Schansi-Rhabarbers. In den Monaten August und September kommen zahlreiche chinesische Mohammedaner dorthin und gehen im Raubbau den Rhizomen nach, die an Ort und Stelle geschält und getrocknet werden.

Vergeblich hatte ich mich bemüht, den Tsassak von Barun zu bewegen, mir einen Führer zu verdingen. Mein Plan war, von Ts'aidam aus das Quellgebiet des H'oan h'o zu untersuchen, sodann das des Yang tse kiang und im darauffolgenden Winter das Dang la-Gebirge zu besuchen, um zum Schlufs im Südosten von Tibet wieder nach China herauszukommen.

Von der Ebene in Ts'aidam, die etwa 2800 m hoch gelegen ist, hatte ich hierzu zuerst das 'Burch'an buda-Gebirge zu überschreiten.

Auch seine Täler sind, zumal auf der Südseite, von riesigen Massen glazialen Gerölls erfüllt. Gletscher sind hier heute nirgend mehr zu sehen, doch sind die Spuren alter Vergletscherung nicht blofs durch Moränenmassen, sondern auch durch karähnliche Bildungen an den Gipfeln deutlich. Dieses Randgebirge hat ziemlich tief eingeschnittene Pässe, von denen aus der Abfall gegen Süden, nach dem unbewohnten Hoch-Tibet sehr flach verläuft. Man bleibt weiterhin stets auf ungefähr 4300 m Höhe. Schnee verschwindet in diesen Höhen selten vollkommen. Alle paar Tage schneite es, Ende August 1906 einen ganzen Tag durch, jedoch die Sonne leckte jedesmal rasch die weifse Decke wieder auf. Es sind ungemein breite, ganz schwach wellige Ebenen mit magerster Vegetation. Der grösste Teil ist versumpft. Überall in der Ebene stöfst man auf riesige erratische Blöcke, zumal wo Granitberge nicht allzu fern sind.

Ich erreichte dann den H'oang h'o, wo er aus dem sogenannten Sing su h'ai herauskommt. Dieser chinesische Name Sing su h'ai, auf deutsch Sternenmeer, bedeutet dasselbe wie das mongolische „Odon tala“ und das tibetische „skarma t'ang“. Als ich mich von Norden näherte, sah man in eine ungemein breite, und wie ich später noch selbst feststellen konnte, gegen Westen noch mehrere Tagereisen weit sich erstreckende Ebene, die gewissermassen eine von Sand und Quarzkies bis an den Rand ausgefüllte Wanne darstellt; ihr ungemein hoher Grundwasserstand gab sich nicht blofs durch zahllose flache Tümpel zu erkennen, sondern auch durch die Unmöglichkeit, die Ebene zu betreten. Die in der Sonne glitzernden zahllosen kleinen flachen Wasserlachen haben dem Orte den Namen „Sternenmeer“ verschafft.

Die eigentliche Quelle des H'oang h'o erreichte ich wenige Tagereisen westlich des Sternenmeeres; von ihr zog ich dann weiter nach Südwesten dem Yang tse kiang-Oberlauf zu. Es dauerte oft viele Tage, bis wir wieder einmal Spuren von früherer Bereisung fanden. In diesen höheren Teilen war viel weniger glaziales Geschiebe in den Tälern. Ich durchzog mehrere Bergketten, alle WNW—OSO und mit den Gipfeln wenige Hundert, allerhöchstens 1000 m über den Talgrund sich erhebend. Sehr oft zeigten sich hier Längstäler geradezu blank ausgeschrubbt von den früheren grossen tibetischen „Inlandgletschermassen“, an deren Existenz ich nicht mehr zweifeln durfte, fehlten doch nirgends glaziale Spuren.

In den letzten Tagen des August stand ich am Ufer des Yang tse kiang. Trotzdem er damals einen sehr niedern Wasserstand hatte, konnte ich es doch nicht wagen, den etwa 150—200 m breiten Fluß einfach zu durchfurten, und war deshalb eben damit beschäftigt mit

Stangen, die ich von Ts'aidam mitgeschleppt hatte, und aus den Häuten unterwegs geschlachteter Schafe ein Floß zu konstruieren, als an das andere Ufer Tibeter herangeritten kamen, die sofort erklärten, wenn wir keine Soldatenpässe vom Hsi ning-Amban hätten, dürften wir nicht ihr Gebiet betreten. Die Reiter erklärten uns kurzweg für Nggolokh-Räuber. Ich konnte darum nichts anderes tun, als in nordwestlicher Richtung ausbiegen, und passierte wenige Tage später „Tschü mar rab wdenn“, d. h. die „sieben Furten über den roten Fluß“. Der rote Fluß, der Tschü mar, ist wohl der größte Nebenfluß des Yang tse kiang in Hoch-Tibet. Von dort zog ich noch mehrere Tagereisen westlich. Am 16. September aber nahm auch diese Tibetreise innerhalb weniger Minuten ein unfreiwilliges Ende. Eine kleine Verwundung bei einer Bärenjagd hatte mich veranlaßt, einen Rasttag einzulegen, und da meine Diener mich ans Zelt gebannt wufsten, hatten sie dem ausdrücklichen Befehl zuwider mit echt chinesischer Unzuverlässigkeit meine Tiere fern von den Zelten auf die Weide laufen lassen. Einen halben Monat lang hatten wir keine Menschen gesehen, die Schluchten der Berge, alle Felsrippen wurden nun plötzlich lebendig, und Scharen berittener Tibeter jagen gegen uns. In wenigen Augenblicken haben sie sich in den Besitz der frei weidenden Karawanentiere gesetzt. Mehrere Stunden verfolgen wir wohl die Räuberbande. Hüben wie drüben gibt es kleine Verwundungen. Vergeblich rennen wir zu Fuß den Reitern nach. Größer und größer wird aber die Distanz. Wieder wie so oft schon vorher, zuerst auf der Reise zusammen mit Herrn Filchner, dann am Kuku nor, am Amne Matschin waren plötzlich Räuberscharen über mich hergefallen — wie eine tibetische Wetterwolke, so drückten sich meine Leute aus — und hatten mich nun samt meinen sieben Asiaten hoch oben im zentralen Asien mit sechs elenden Jackochsen zurückgelassen. Meine Lage war besonders verzweifelt, da meine Diener jetzt an meinem guten Stern irre wurden und mangels jeder Vorstellung davon, wo wir uns befanden, sich für verloren erklärten. Warum, so mußte ich aus ihrem Mund hören, bist du auch den Tibetern gegenüber, die jährlich noch die Familiensteuer an unsern Amban yamen in Hsi ning fu zu entrichten haben, ganz vogelfrei? Warum hast du nicht, wie frühere fremde Reisende, einige Soldaten zum Schutz mitbekommen? Wie konnte der Amban es wagen, dir erst Soldaten zu versprechen und dann sein Versprechen nicht zu halten?

Es waren schwere Tage dort oben. Ich hatte zunächst natürlich auszusuchen, was mir von meinen Vorräten und Sammlungen am wichtigsten schien. Als dann am Tage nach dem Überfall wieder ein-

zelne berittene Räuber in unserer Nähe sichtbar geworden waren und wir vergeblich versucht hatten, uns mit ihnen in Verbindung zu setzen, ließen sich meine Leute nicht abhalten, alles, was wir nicht mitnehmen konnten, zu verbrennen; denn unter keinen Umständen hätten sie den Räubern auch noch den Besitz der Lasten gegönnt. Schwer wurde mir besonders der Abschied von meinen Sammlungen; auch die Sammelapparate konnte ich nicht mitnehmen. Wieviel Hoffnungen und Pläne wurden in jenem Unglückslager zu nichte!

Ein schwerer Rückzug begann nun. Gleich die erste Nacht lagen wir, da wir natürlich kein Zelt mehr hatten, in strömendem Regen draußen, ohne ein Feuer anzünden zu können. Vergeblich hatte ich auf eine Lücke im Marco Polo-Gebirge gehofft, wo eine solche auf der Karte vermutet war. Mächtige schneebedeckte Gletscher starrten uns entgegen, als wir ihm nahe gekommen waren; und in weitem Bogen hatten wir erst um das östliche Ende des Gebirges zu reisen, bis wir wieder nach Norden direkt auf die rettende Ts'aidam-Ebene zuziehen konnten. Drei Wochen währte unser Kampf ums Leben. Zum Schluß mußten die wenigen geretteten Sachen noch in einer Schlucht im Gebirge vergraben werden. Gerade zwei Tassen Mehl und ein paar Bissen des schlechten süßlichen Fleisches eines der abgetriebenen Jackochsen hatten wir noch, als ich mit meinen sieben zum Skelett abgemagerten und schwer unter Bergkrankheit leidenden Begleitern den ersten Mongolen begegnete. Drei Monate nach dem Überfall endlich kamen wir wieder unter ein schützendes Dach, waren wir wieder zurück an meiner Basis in Hsi ning fu. Trotz aller Schwierigkeiten waren wir aber alle gesund zurückgekommen.

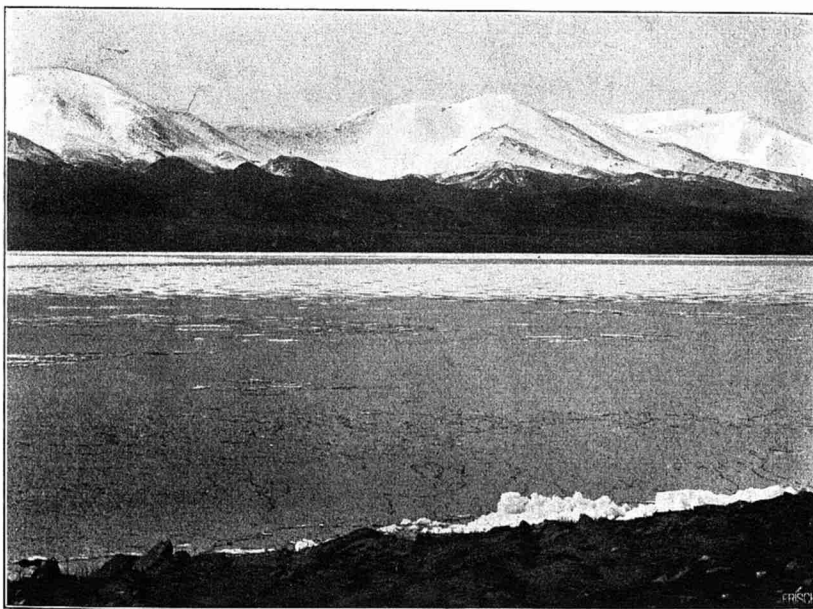
Es war mittlerweile wieder Winter geworden. Die Ausrüstung und Vorbereitung zur Fortsetzung der Reise in Tibet nahm natürlich wieder etliche Wochen in Anspruch und wurde nur unterbrochen durch einen neuen Besuch des Klosters Gumbum, bei dem ich diesmal Gelegenheit hatte, den Dalai Lama ein paar Mal zu sehen. Einmal gelang es mir sogar, in feierlicher Audienz von dem Herrn oder „Gott“ empfangen zu werden. Leider durfte ich den „kleinen Kaiser“, wie ihn seine Umgebung nennt, nicht photographieren, da er felsenfest davon überzeugt ist, daß derjenige, der seine Photographie besitzt, ihn innerhalb sieben Tage totbeten könne. Ich konnte ihn nur heimlich mit meiner Polyskopkamera photographieren, diese hatte aber leider das unvermeidliche Schütteln der Reise nicht ertragen können und, ohne daß ich es ahnte, mehrere kleine Löcher bekommen. Dadurch sind mir auch sonst viele Hundert gerade der interessantesten Aufnahmen mißraten.

In den ersten Tagen des Januar 1907 reiste ich sodann wieder nach Süden, zunächst auf der Route, die ich 1904 zusammen mit Herrn Filchner begangen hatte. Ich querte den H'oang h'o an der Stelle, wo wir damals vergeblich versucht hatten, den Fluß zu überschreiten. Südlich vom H'oang h'o, wo unsere Karten den Namen „Bayen Kara-Gebirge“ aufweisen, ist ein breiter vollkommen unbewohnter Landstrich. Ganz flach steigt man von den breiten Geschiebeebenen, welche die Nord-Tibeter „Yung“ nennen, zur Wasserscheide auf. Überall riesige Moränenfelder, die immer wieder von einer „Naka“ bedeckt sind. Unter „Naka“ verstehen die Nord-Tibeter die bewachsenen Sumpfbiete, welche heute die alten Moränenfelder überziehen. Man möchte sagen, die Hälfte dieser schwach geneigten alten Moränenhänge ist von kleinen rundlichen Tümpeln bedeckt, zwischen denen nur noch schmale Vegetationsstreifen Platz haben. Diese „Naka-Felder“ sind in den Gegenden Hoch-Tibets, die ich besuchte, die charakteristischste Vegetationsform. Tagelang hat man von einem Band, von einer der schlüpfrigen, gerundeten Vegetationsschollen zur anderen zu stolpern und zu springen. Nur zu oft stürzt ein Tier in eines der etwa einen halben Meter tiefen, im Sommer von Milliarden Eisenbakterien erfüllten Wasserlöcher. Lahmwerden und infolgedessen sogar gänzlicher Verlust der Tiere ist nur zu häufig die Folge.

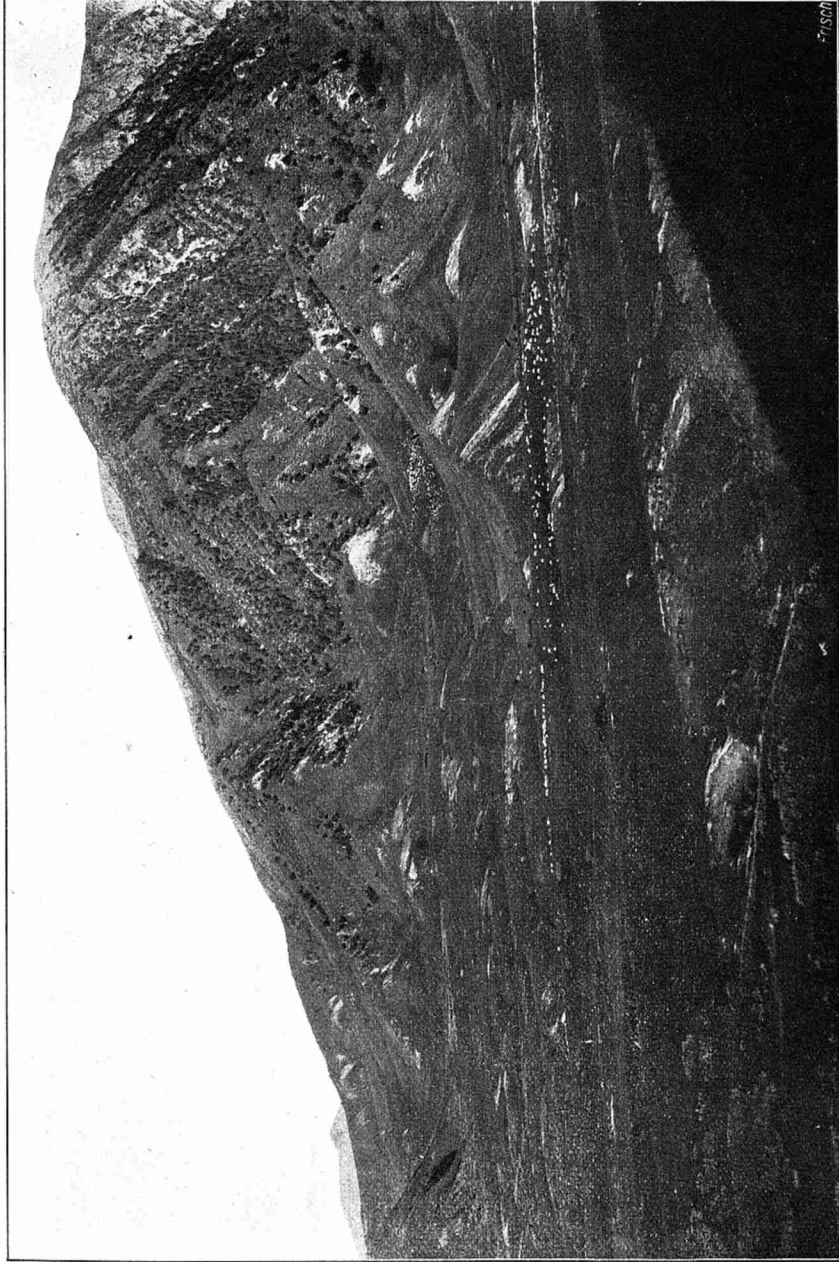
Auffallend hatte bei dieser dritten tibetischen Reise, bei der ich Ost-Tibet im Januar und Februar rasch von Nord nach Süd querte, die winterliche Schneedecke, je südlicher ich kam, an Dicke zugenommen. Diese größeren Niederschlagsmengen, wie die Enden der Moränen der letzten größeren Vergletscherung bedingen die Verschiedenheit der Talformen im Süden der Bayen Kara-Kette. Ganz flach hatte ich zur Wasserscheide von Norden her anzusteigen, in einem 3–4 mal so steilen Winkel fallen die Täler südlich von ihr zum Yang tse kiang ab. Unweit von der Wasserscheide, in Tschendu, traf ich in 3500 m Meereshöhe bereits auf die ersten Gerstenfelder. Zahlreiche kleine Fürstchen ringen dort um ihren Besitz; Polyandrie und hohe Lebensmittelpreise beweisen die bittere Not der Bewohner und eine verhältnismäßige Übervölkerung, die eine Folge primitiver Kultur ist. Viel enger noch und tiefer eingeschnitten als diese von Norden in den Yang tse einmündenden Seitentäler ist das Tal des Hauptstroms selbst, den ich unweit der Stelle noch auf einer Eisbrücke überschritt, wo 1894 Dutreuil du Rhins schwer verwundet und bewußlos in den Fluß geworfen und, als er dadurch wieder zu sich kam und nun sogar zu schwimmen anfang, durch Steinwürfe und Schüsse getötet wurde.



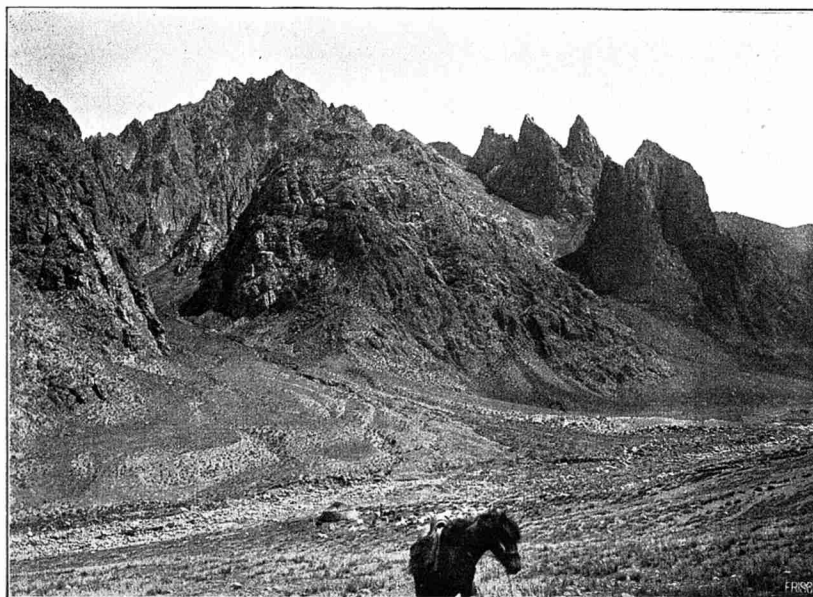
Abbid. 86. Tal des Dschürnong-Flusses
nördlich des Amne Matschin.



Abbid. 87. An den Ufern des Kara nor.



Abbild. 88. Lager der Reñan-Tibeter in Ost-Ts'aidam.
(Nur an nordwärts gerichteten Hängen ist etwas Wald anzutreffen.)

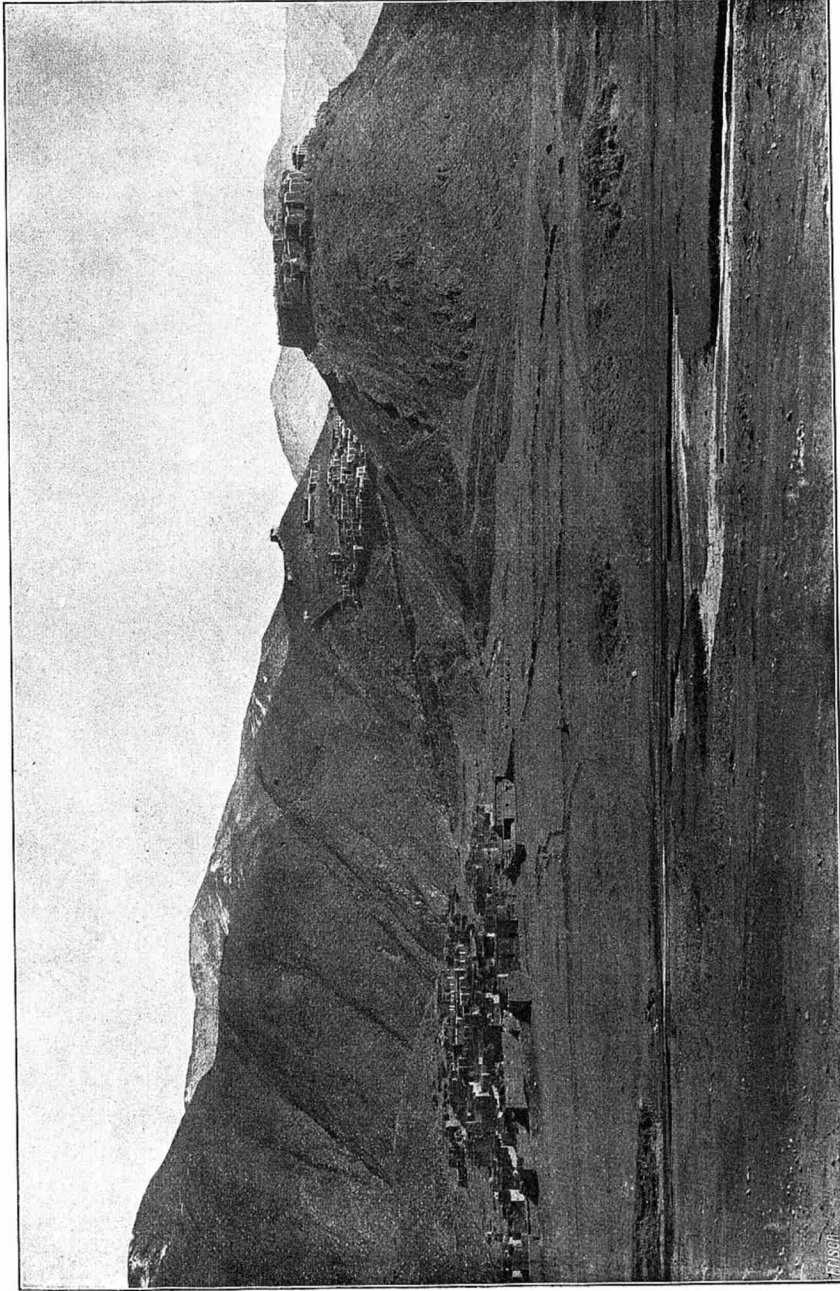


Abbild. 89. Mongolen-Lager in den Bergen des Barun-tsassak.



Abbild. 90. Tal des Seokoh-tschü
südlich der H'oangh'o-Quelle.

Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin. 1908.



Abbild. 91. Dyerkundo, Ort und Kloster.

Unweit von dieser Stelle, von Tombuda, liegt einer der wichtigsten Orte im östlichen Teil Zentral-Tibets: Dscheku oder Dyerkundo, ein Dorf mit etwa 300 Familien, das dicht zusammengedrängt an einer der kleinen Lösanhäufungen liegt, die immer wieder an windgeschützten Stellen, vor allem am Fusse von nach Südosten gerichteten Hängen auch noch an tieferen Orten in Zentral-Tibet vorkommen. Weiter südlich als Dscheku sollte ich leider nicht kommen. Die Drohung des Nan tsien dialbo, des nur vom Hsi ning amban noch abhängigen Königs von Mittel-Tibet, meine Diener samt mir hinterrücks auszuräuchern und zu verbrennen, hatte meine Leute zu sehr eingeschüchtert. Ich war dadurch gezwungen, mich seinem Willen zu fügen. Er liefs mir nur den Weg nach Osten offen, und ich mußte froh sein, auf der schon seiner Zeit von Rockhill bereisten sogenannten oberen Lhasa-Strafse Ta tsien lu und die Grenze des eigentlichen China wieder erreichen zu können. Es führte mich dieser Weg durch ziemlich bevölkerte Gegenden, d. h. fast jeden Tag begegneten mir einige Tibeter, auch zahlreiche Karawanen, die aus dem chinesischen Unterland den den Tibetern mehr als den Chinesen unentbehrlichen Tee herauftransportierten.

Südost-Tibet gibt, was die Gipfelhöhen betrifft, den westlichen Teilen des zentralen Hoch-Asien wenig nach; die Täler aber sind tief erodiert, nur bis in Höhen von 3000 m fand ich noch typische Wannentäler. Die einzige bedeutende Ansiedlung, die ich bei dieser Rückreise berührte, war Gantse (H'or kantse), das auf dem breiten, flach gegen Süden abgedachten Nordufer des Tsa tschü liegt. Die relativ grofse Fruchtbarkeit des Ortes ist bedingt durch die an vielen Stellen bis über 30 m mächtige Ansammlung von in Tibet sonst so seltenem Lös. Im Süden und Südwesten von Gantse hängen noch heute an den Gipfeln einer mächtigen Felskette kleinere Gletscher. Spuren ausgedehnter Vergletscherung, mächtige Moränen, ziehen aber auch hier viel weiter herab und bis in die Nähe des Lösses.

Ich erreichte im Mai Ta tsien lu und benutzte den Sommer 1907, um der tibetischen Grenze entlang zu meinen in Hsi ning fu deponierten Sammlungen zu gelangen. Hier an dieser schwer zugänglichen Grenze, zwischen Tibeter und Chinesen eingeklemmt, wohnen die Reste einer Anzahl „Urvölker“, die untereinander sehr verschiedene, aber mehrsilbige Sprachen sprechen. Diese wohnen ganz im Gegensatz zu den Chinesen stets in hohen Steinhäusern, in manchmal 6—8stöckigen Türmen. Jedes Jahr zahlreicher siedeln sich aber auch in jenen Gegenden überall, wo in den Talgründen nur ein Eckchen noch geblieben, chinesische Kulis als Kolonisten an, die Mais anbauen. Wie sie sich einnisten,

wie sie sich breit machen, wie sie von den in die Enge getriebenen Ureinwohnern gehaßt werden —, immer wieder riefen sie mir das Bild vom frechen, sich im Neste anderer Vögel breit machenden Spatzen ins Gedächtnis. Höher oben an den Hängen in malerischen Steintürmen, die mich oft an die albanesischen Familienburgen erinnerten, wohnen die sogenannten Rardanesen, Kretschiu-Leute, Bolo tse und wie sie sich noch heißen mögen, als fleißige Bauern vor allem Weizen kultivierend. Ehe man aber 4000 m hoch hinaufgestiegen ist, trifft man auf eine breite, plateauartige Region, die mit Moränenresten, Sümpfen, *Roches montonnées* bedeckt ist, und dort trifft man manchmal auf die schwarzen Zelte der echten Tibeter, die weder die Rardan-Sprache noch Kretschiu-Sprache sondern den nordost-tibetischen Dialekt sprechen.

Die Reise von Ta tsien lu nach Sung p'an t'ing gestaltete sich wegen der heftigen Sommerregen ungemein schwierig, die wichtigsten Brücken waren weggerissen. Zuerst wurde ich dadurch nach Somo, von dort ganz gegen meinen Willen weiter und weiter ins Innere, d. h. zu den offenen Weiden der tibetischen Nomaden gedrängt, in den Bereich des berühmten Räubernestes von Ngaba, das 1904 Herr Filchner und mich schon so gründlich ausgeplündert hatte. Bei dem Orte Merge fiel ich sodann auch noch einmal in einen Hinterhalt. Erst nach beinahe einen halben Monat währenden Verhandlungen gelang es mit Hilfe eines chinesischen Beamten meine Karawane wieder zurückzuerhalten. Nie zuvor war ich so gründlich ausgeraubt worden als damals, ehe ich nach Sung p'an t'ing gelangte.

Der letzte Monat meiner Reise in Tibet führte mich wieder durch Gebiete, wo die Flüsse mit dem Schotter der früheren allgemeinen Vergletscherung noch nicht haben fertig werden können und wo die Bergketten nur als mächtig hohe Erhebungen aus breiten versumpften Steppen heraus schauen. Dort im Nordwesten von Sung p'an t'ing wohnt der echte Tibeter wieder allein und infolge der Ungunst der hohen Lage als Nomade in seinen schwarzen Jackhaarzelten, jeder Stamm für sich und stets in Angst vor den Räubereien der jungen Mannschaft der Nachbarschaft. Zum Glück war mir für diesen wieder sehr gefährlichen Teil von einem chinesischen General eine kleine bis an die Zähne bewaffnete Eskorte unter dem Kommando eines Ba tsong mitgegeben worden. Auf diese Weise konnte ich doch noch zum Schlusse die eigentümliche Stelle erreichen, wo der H'oang h'o, mäandrisch in einer an die 20 km breiten Sumpfebene sich hinwindend von Westen kommt und zurück nach Nordwesten weiterfließt. Das vielgenannte tibetische Knie des H'oang h'o ist also ungemein spitz und erhebt sich

weiter östlich, als bisher angenommen wurde, nahe dem eigentlich chinesischen Gebiet gelegen.

Schon nahmen die tibetischen Weiden wieder die fahle Winterfarbe an, als ich endlich zum letzten Male bei der Klosterstadt Labrang, die für Nordost-Tibet der Mittelpunkt der Macht der „gelben Lamasekte“ ist, das „verbotene“ Land verließ. Meine Studienreise war damit abgeschlossen. Durch das eigentliche China freilich brauchte ich noch drei Monate, um mit meinen trotz all der Räubereien und anderer Verluste noch zu einer stattlichen Bagage angeschwollenen Sammlungen auf den grundlosen chinesischen Strafsen endlich wieder die Eisenbahn und die Küste zu erreichen.
